

Eine katholische Kindheit um '68, eine magere Jugend in Mainz, Volljährigwerden auf der Geschlossenen und drei Jahre in bodenloser Ferne von dem, was vorher war, und allem, was noch folgen konnte.

Im Februar 1999, zwanzig Jahre nach meiner Entlassung als damals Zwanzigjährige, fand ich es an der Zeit, mich mit meiner Psychatriegeschichte zu beschäftigen. Vielleicht unter der Fragestellung »Wie ist so was möglich?« Eine Frage, die in der Häcklinger Anstalt eine ältere Zimmerkollegin auf der Aufnahmestation Tag und Nacht stellte. Sie lag auf ihrem Bett, starrte zur Wand und brachte in verwaschener Sprache alle paar Minuten nur diese eine Frage heraus: »Wie ist sowas möglich?« Einbrecher hatten ihr auf den Kopf geschlagen. Nun teilten wir ein kleines Zimmer, und ich mußte beobachten, wie aus meinem anfänglichen Mitgefühl am zweiten Tag schon große Wut wurde und ich am dritten Tag eine gefüllte Wasserflasche über ihr schwang und drohte: »Wenn du nicht sofort aufhörst, knall ich dir die auf den Schädel!« Sie war dann still. Wie ist sowas möglich?

Wie kann ich über mich damals schreiben, auch über diese vermeintlich andere, die böse, die tote, die maßlose? Wieviel Distanz bringen zwanzig Jahre, und ist es eine klärende oder eher eine verklärende? Wie schonungslos kann ich sprechen von der Familie, den Psychiatern, den Mitin-sassInnen? Wen darf ich beim Namen nennen?

Und was gibt es zu sagen über damals? Was habe ich zu sagen? Es geht mir nicht um eine psychiatrische oder antipsychiatrische Beweisführung, daß in meinem ganz speziellen Fall die Psychiatrisierung falsch und schädlich war. Denn so besonders bin ich und ist meine Psychatriegeschichte nicht. Das erfahre ich täglich an meinem Arbeitsplatz im Berliner Weglaufhaus, der bundesweit ersten antipsychiatrischen Zufluchtstätte für Psychatriebetroffene.

Ich möchte beschreiben, wie alle es gut meinen und ihrer jeweiligen Schule folgend ihr Bestes geben und damit ein Leben in dunkle, schwere Bahnen lenken, in Morast tauchen, mit bleischweren Toten behängen. Ich möchte beschreiben, wie Psychiatrie wenn nicht tot, so doch verrückt macht, und wie weit der Weg danach in irgendeine Zukunft ist.

Ich weiß, warum ich mich sehr vorsichtig an dieses Thema herangehe. 1989, zehn Jahre nach der Entlassung, als ich eine Lehre gemacht, das Abitur nachgeholt, zwei Kinder bekommen und Sozialarbeit studiert hatte, schrieb ich meine Diplomarbeit über die »Teure Verständnislosigkeit – Die Sprache der Verrücktheit und die Entgegnung der Psychiatrie«. Das war die Theorie. Dann, nachdem wir, der Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt, 1996 das Weglaufhaus eröffnet hatten, befaßte ich mich in »Flucht in die Wirklichkeit – Das Berliner Weglaufhaus« 1998 als Herausgeberin mit unseren Erfahrungen dort, der Praxis. Es ist das gleiche Thema von der anderen Seite her betrachtet, als Mitarbeiterin in einem chaotischen und angefeindeten Projekt, das um sein Überleben kämpft und (sich) Verrücktheiten nur begrenzt gestatten kann.

Meine Psychiater sind inzwischen teils gestorben, teils berentet. Viele ehemalige MitinsassInnen haben sich umgebracht, zu wenigen habe ich noch Kontakt. Meine Töchter sind mit vierzehn und sechzehn Jahren in dem Alter, in dem meine Schwierigkeiten damals begannen. Ich schreibe also als Tochter und als Mutter, als Patientin und als Mitarbeiterin, erinnernd und täglich herausgefordert.

Im Weglaufhaus werde ich von den BewohnerInnen häufig nach meiner eigenen Geschichte befragt. Und indem ich antworte, öffne ich eine schwarze Kiste, beuge mich darüber, wühle Einzelstücke heraus, und schon knallt der schwere Deckel wieder zu. Glück gehabt, wenn er mir den Kopf nicht abreißt. Andere Fragen werden gestellt, die eigene aktuelle Leidenserfahrung brennt den BewohnerInnen unter den Nägeln, ich muß umschalten in Windeseile, darf nicht in meine Kiste plumpsen. Diese Anstrengung wird geringer werden, so hoffe ich, wenn einige Stücke herausgenommen und auf die Leine gehängt, zu Papier gebracht sind. Sie schrecken dann weniger.

Es ist auch ein Schreiben über das Schreiben. Mein Tagebuch brachte mich in die Psychiatrie, dort wurde verschrieben, ich beschrieben, schrei-

bend kam ich auch wieder heraus. Danach schrieb ich mir in vielen Briefen an mein Phantom Verständigung zu und kämpfte schreibend darum, nicht als Schwerbehinderte und Pflegefall abgeschrieben zu werden.

Die Akten stehen hier neben eigenen Texten von damals* und Erinnerungen und Erlebnissen von heute, neben Bildern, der Familiensprache und literarischen Zitaten. Dieses Nebeneinander, das in leichter Abwandlung eines aktuellen Themas »Stimmen nicht hören« heißen könnte, soll dem Absurden ein Gesicht geben, das entsteht, wenn von allen Seiten Zuständigkeiten herbeiphantasiert werden, die es nicht geben kann, und daraus Taten resultieren, die wohlgemeint und katastrophal sind.

* Die eingerückten und die grau unterlegten Texte entstanden 1978 bis '81.